

OSTASIEN

China gegen den Rest der Welt

Das Riesenreich erobert den globalen Textilmarkt. Eine Front aus armen und reichen Staaten will neue Handelsschranken

VON GEORG BLUME, MARCUS ROHWETTER UND CHRISTIAN TENBROCK

Mehr als 20.000 Beschäftigte in der kambodschanischen Textilindustrie – also fast jeder Zehnte – haben seit Jahresbeginn ihren Job verloren. Landesweit wurden 13 Fabriken geschlossen, weitere 24 haben ihre Produktion vorübergehend ausgesetzt. Das ist besonders tragisch, weil die Textilproduktion der einzig nennenswerte Wirtschaftszweig in Kambodscha ist. »Im schlechtesten Fall werden bis zu 40 Prozent aller Betriebe untergehen«, sagt Ken Loo, Generalsekretär des Branchenverbands GMAC. Er spricht für eines der ärmsten Länder in Asien.

Peter Mandelson, der Handelskommissar der Europäischen Union, spricht für einen der reichsten Wirtschaftsräume der Welt – aber mit der gleichen Motivation: »Europa kann nicht tatenlos zusehen, wie seine Textilindustrie von der Bildfläche verschwindet.«

Europa und ein Entwicklungsland im gleichen ökonomischen Boot – das ist ein seltener Fall, der indes künftig öfter auftreten könnte. Lange war der Handel mit Stoffen und Bekleidung durch ein globales Quotensystem geregelt. Doch seit am 1. Januar die Schranken gefallen sind, spielt China, die traditionsreichste und mächtigste Textilnation der Welt, ihre Stärke ungehindert aus. Ein Handelskrieg alle gegen einen steht bevor, wobei der eine auch der Größte ist. Solange China noch durch die Quote gefesselt war, blühte die Textilwirtschaft in den zahlreichen künstlichen Nischen, die in Kambodscha genauso entstanden waren wie in Sri Lanka, in Bangladesch oder – zumeist für höherwertige Textilien – in Teilen Europas. BILD

Im Streit um die Globalisierung, um freien Handel und die Öffnung von Märkten standen sich in den vergangenen Jahren oft genug Industrieländer und Entwicklungsländer als Kontrahenten gegenüber. Jetzt spaltet die Freigabe eines Marktes auch die Entwicklungsländer in Gewinner und Verlierer. Warum?

Die neue Größe Chinas ist an der Statistik der europäischen Importlizenzen abzulesen (siehe Grafik). Seit Jahresbeginn beantragten Unternehmen aus China in der Europäischen Union Einfuhrgenehmigungen für 373 Millionen TShirts – fünfmal so viel wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Gleichzeitig sank der Stückpreis der Handelsware um 40 Prozent auf durchschnittlich 1,41 Euro. Eine ähnliche Lage zeigt sich bei Strickwaren – neunmal mehr Importlizenzen, um ein Drittel niedrigere Preise. Und 84 Prozent mehr Unterhosen kommen aus China, alle um ein Fünftel billiger als zuvor.

Deutsche Verbraucher merken bislang wenig davon. Im März kostete Bekleidung durchschnittlich 1,6 Prozent weniger als zwölf Monate zuvor. »Seit dem Wegfall der Quoten haben sich unsere Einkaufskonditionen verbessert«, sagt Ralf Peter, Einkaufsleiter beim Hamburger Kleiderlabel Tom Tailor. »Den Preisvorteil geben wir teilweise an unsere Kunden weiter, teilweise investieren wir aber auch verstärkt in die Auswahl und Entwicklung der Materialien, um die Qualität des Produktes weiter zu verbessern.«

EU-Handelskommissar Mandelson hat Peking aufgefordert, die Exporte freiwillig zu drosseln. Gleichzeitig beantragte er bei der Kommission, die Import-Entwicklung der einschlägigen Waren genauer zu untersuchen. Dieser formelle Schritt ist die Voraussetzung für neue Einfuhrbeschränkungen, über die schon in zwei Monaten entschieden werden könnte. Dabei beruft sich Mandelson auf eine Klausel, die mit China vereinbart wurde, als das Land 2001 der Welthandelsorganisation WTO beitrug. Diese erlaubt noch bis zum Jahr 2008 Beschränkungen für die Exportwaren aus dem Reich der Mitte, wenn sie allzu starke Markterschütterungen verursachen. So wie jetzt.

Über die Zeit nach 2008 spricht niemand.

Mit seiner Initiative will Mandelson vor allem Jobs in der südeuropäischen Textilindustrie retten. Anders als in Deutschland, wo nicht einmal mehr einer von hundert Beschäftigten in der Stoff- oder Kleiderproduktion arbeitet, spielt dieser Wirtschaftszweig dort noch eine große Rolle. So liegt der Anteil der Beschäftigten in Griechenland bei 1,8, in Italien bei 2,5 und in Portugal sogar bei 4,7 Prozent.

Während man in Brüssel über neue Schranken gegen China nachdenkt, ist die Marktverschiebung zehntausend Kilometer weiter südöstlich, in Kambodscha, in vollem Gang. Dass gerade die Textilindustrie betroffen ist, ist kein Zufall. Moderne Produktionsstätten für Stoffe und Bekleidung seien »auch in ärmeren Ländern ohne große Investitionen« zu errichten, heißt es bei der WTO. Zudem biete die Branche zahlreiche »einfache Jobs auch für ungelernete Kräfte«. Mit ihren Fabrikhallen, Webstühlen und Nähtischen ist die Industrie hoch mobil. Deswegen kam sie schnell nach Kambodscha und könnte nun schnell wieder verschwinden.

Tatsächlich macht nun genau das den Kambodschanern Angst, was die Entwicklungsländer lange gefordert haben: Schluss mit dem Egoismus der reichen Länder, der Welttextilmarkt sollte endlich geöffnet werden. Über viele Jahrzehnte hatten sich die Industriestaaten mit unterschiedlichen Instrumenten gegen billige Textilimporte aus den Entwicklungsländern abgeschottet. In den fünfziger Jahren wurden Exporteure über massiven politischen Druck zu so genannten freiwilligen Selbstbeschränkungsabkommen gedrängt. In den Sechzigern deckelte eine langfristige Übereinkunft über den internationalen Baumwollhandel ihre Exportchancen. In den Siebzigern folgte das »Multifaserabkommen«, das vor allem als Schutz für die USA und die Europäische Union angelegt war.

Im Zuge dieser Verträge entstanden Hunderte von Quotenvereinbarungen, die genau bestimmten, welche Zahl von T-Shirts, Büstenhaltern oder Mänteln aus Land A – etwa Vietnam – in ein Land B exportiert werden durfte – etwa in die

USA. Die große Wende kam am 1. Januar 1995. Im Rahmen der so genannten Uruguay-Runde wurde vereinbart, innerhalb einer Übergangsfrist von zehn Jahren auch auf dem Textilmarkt freien Wettbewerb zuzulassen. Doch die Möglichkeit der schrittweisen Öffnung und vorausschauenden Anpassung an die neue Situation, die das damals vereinbarte Welttextilabkommen ermöglichte, wurde nur unzureichend genutzt. Die Weltbank und der Internationale Währungsfonds warnten daher schon lange vor Schocks, die viele Länder nach dem 1. Januar 2005 erleben würden, dem Enddatum des Welttextilabkommens.

Wie dieser angekündigte Schock wirkt, lässt sich in Kambodscha besichtigen: In nur vier Monaten hat die Produktionsgewalt der Chinesen die fragile Schwellenland-Ökonomie schwer beschädigt. »Weil es das Quotensystem gab, entstand Wirtschaftswachstum«, sagt Sok Siphana, Staatssekretär im kambodschanischen Handelsministerium. Seit Mitte der neunziger Jahre stieg der Umsatz der Textilexporte von fünf Millionen auf mehr als 1,9 Milliarden Dollar – das heißt: Kambodscha baute seine Textilindustrie ausgerechnet im Schatten des unwiderruflich auslaufenden Welttextilabkommens rasant aus. Zuletzt machten Textilien zwölf Prozent der gesamten Wirtschaftsleistung aus.

Nach knapp fünf Prozent Wachstum im vergangenen Jahr werde Kambodschas Wirtschaft dieses Jahr nur noch um 2,4 Prozent wachsen, schätzt nun die Weltbank. In der Textilbranche herrscht Preisdruck. Die Einkäufer der großen Bekleidungsfirmen hätten »klare Preisvorgaben, über die nicht verhandelt werden kann«, sagt GMAC-Generalsekretär Loo. Für T-Shirts, Hemden oder Jeans bekommen Kambodschas Fabrikanten inzwischen rund ein Viertel weniger als vor dem Fall der Quoten.

Einzelne Entwicklungsexperten hatten vor diesem Liberalisierungsschritt gefordert, multinationale Bekleidungskonzerne sollten in Fonds einzahlen, mit denen Umschulungen für Textilarbeiter finanziert werden. Die Idee wurde nicht verwirklicht. Nun gehören die Arbeiter in Kambodschas Textilindustrie zu den Verlierern der weltweiten Marktöffnung.

Zu den Gewinnern gehört Song Kai. Für einen aufstrebenden Stoffbaron aus Peking trägt er einen wunderbaren alten Namen. Song – so nannte sich Chinas alte Dynastie, die bereits zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert den Welthandel mit Stoffen dominierte. Nach Japan, Korea, Südostasien bis hin nach Ostafrika segelten damals die mit Seide beladenen Drachenschiffe.

Der Chefmanager der Pekinger Textilimport- und -exportgesellschaft trägt ein offenes weißes Hemd unter einem schwarzen Cord-Sakko, locker, aber nicht arrogant. »Ich weiß«, sagt er, »die Europäer, die Amerikaner, die Inder und Kambodschaner – alle haben jetzt Angst vor uns.« Aber die Quoten seien nun einmal weg, und in China herrsche Marktwirtschaft. Nicht einmal die Regierung in Peking könne das ändern. Und selbst wenn: »Wir Unternehmer haben heute Rechtsbewusstsein«, warnt Song. Wenn die Regierung in den Markt eingriffe, zöge

er vor Gericht. Song pocht auf Chinas Recht, den globalen Textilhandel wie schon vor Jahrhunderten zu beherrschen.

Songs kleines Handelshaus mit 150 Angestellten liefert Stoffe aus Dutzenden chinesischen Fabriken in fast alle Länder der Welt. Es gehört zu den zehn größten Textilfirmen Pekings und zu den größten 500 in China. Größtenteils ist die chinesische Textilindustrie nicht in der Hand von Konzernen, sondern besteht aus vielen kleinen Firmen im ganzen Land.

Pro Jahr schickt Song rund 3000 Schiffscontainer auf See, zwei Drittel davon werden im Hamburger Hafen umgeschlagen – bunte Hemden, Hosen, Jacken und schwere Rollen Baumwollstoff für die Europäische Union. Bisher war es ein eher langweiliges Geschäft. »Fast alle unsere Produkte waren quotenabhängig«, sagt Song. Weshalb er den Jahresumsatz seines Unternehmens seit Ende der Neunziger nicht mehr als verdoppeln konnte, auf heute 30 Millionen Dollar – für Song ein unbefriedigendes Ergebnis. Es entspricht in etwa der allgemeinen Entwicklung: Von 1995 bis 2004 wuchsen Chinas Textilexporte durchschnittlich um elf Prozent im Jahr, von 36 Milliarden auf 95 Milliarden Dollar.

Das Wachstum war zwar beständig, aber nicht vergleichbar mit dem, was China seit dem Jahreswechsel erlebt. »Viele neue Herausforderungen, viele neue Probleme. Ich liebe das«, sagt Song und lacht. In Peking seien die Textilexporte seit Jahresbeginn um rund 45 Prozent gestiegen. Eine Konkurrenzfirma habe in den vergangenen vier Monaten rund 1,2 Millionen Paar Jeans in die Vereinigten Staaten geliefert – zehnmal mehr als im gesamten Jahr zuvor.

Dass in Kambodscha jedes dritte Unternehmen den freien Handel vielleicht nicht überlebt, hat wenig mit den Löhnen zu tun. Eine einfache Textilarbeiterin in Phnom Penh verdient inklusive Überstunden zwischen 60 und 70 Dollar im Monat – und mithin weniger als die vielen Jobkonkurrentinnen in den boomenden Regionen Chinas. Allerdings müssen Kambodschas Bekleidungsfabriken alle Vorprodukte wie Baumwolle aus dem Ausland einführen. Deswegen können sie nicht so schnell auf Markttrends reagieren und sind abhängig vom Weltmarktpreis der Wolle. China hingegen hat einen schwer zu schlagenden Wettbewerbsvorteil: Alle Stufen der Bekleidungsproduktion sind im eigenen Land versammelt – angefangen beim Baumwollanbau auf riesigen Plantagen bis zum Spinnen, Weben und Nähen.

China produziert nicht nur billige, sondern auch hochwertige Ware. Gegenüber Lateinamerika, Indien und Südostasien sei man um zehn Jahre voraus, behauptet der Unternehmer Song. Stolz zeigt er ein Stück hauchdünnes, breitaschichtiges Baumwollstoff. Drei Monate lang hätten seine Techniker die Mitarbeiter einer Fabrik in der nordostchinesischen Hafenstadt Tianjin trainiert, um derart feinen Stoff herzustellen. Jede Masche müsse gerade verlaufen, jede Fabrikarbeiterin diesen Anspruch verinnerlichen, sagt Song. Zehn Dollar pro Stoffmeter kostet die Herstellung in Japan, er aber könne für acht Dollar liefern und davon drei Dollar Gewinn einstreichen.

Für die Chinesen zahlt sich jetzt aus, dass sie seit einigen Jahren massiv in moderne Textiltechnik investieren. Seit Mitte der neunziger Jahre haben die dortigen Hersteller jeden zweiten neuen Webstuhl gekauft, der weltweit produziert wurde. Die Produktivität ist gestiegen, die Lohnkosten pro Kleidungsstück schrumpften. Inzwischen liegt ihr Anteil an der Herstellung bei fünf Prozent. Deshalb sei es auch grundsätzlich kein Problem, sagt Song, wenn – wie im Augenblick – die Löhne anziehen. Chinesische Arbeiter seien ihr Geld wert und würden beim Verarbeiten viel weniger Abfall erzeugen als ihre Konkurrenten in Vietnam oder Kambodscha. Probleme bereite allenfalls der Wettbewerb im eigenen Land. Seit dem Quotenwegfall unterbiete eine chinesische Firma die andere, um Marktanteile zu gewinnen. Ein Dumping-Wettbewerb sei ausgebrochen, den auch Songs Firma bei manchen Produkten nicht durchhalten könne. So biete der Marktführer Weixiao derzeit einfachen farblosen Baumwollstoff für 30 Cent pro Meter an – vor dem 1. Januar waren es noch 51 Cent. Songs Firma hingegen kann für weniger als 38 Cent je Meter nicht liefern.

Der chinesische Siegeszug hat indes auch mit der Währung zu tun, dem unterbewerteten und an den Dollar gekoppelten Yuan, der die Hemden und Hosen weltweit noch billiger macht. Gerade in den USA zielt die Empörung auf die sture Pekinger Währungspolitik. Und nach Meinung einiger Händler werde China schon bald gegenüber dem Dollar aufwerten, um den wachsenden Druck aus dem Kessel zu nehmen. Doch im Textilmarkt sind Chinas Vorteile groß genug, um eine leichte Verteuerung wegzustecken.

So schätzt die WTO, dass der Marktanteil Chinas im globalen Textilgeschäft in den nächsten Jahren drastisch steigen wird – bei Bekleidung von derzeit 18 auf 29 Prozent in der Europäischen Union und von 16 auf 50 Prozent in den Vereinigten Staaten. Neue Handelsschranken der Europäer würden den Vormarsch Chinas allenfalls verzögern.

Nur ein Fünftel aller Betriebe in Kambodscha sei unter den neuen Bedingungen wirklich weltmarktfähig, urteilt der dortige Verbandschef Loo. Zudem leide das Land unter der wuchernden Korruption. Soll heißen: Viele verdienen mit, was den Ausfuhrpreis erhöht.

Kambodscha und andere arme Länder versuchen nun, sich eine neue Nische zu schaffen und werben mit besseren Arbeitsbedingungen. Seit fünf Jahren überwacht die Internationale Arbeits-Organisation (ILO) in Phnom Penh alle zum Export zugelassenen Bekleidungsfirmen; mehrere Male im Jahr werden Kontrolleure unangemeldet in die Betriebe geschickt. Nicht alles sei perfekt, aber vieles werde »von Jahr zu Jahr besser«, sagt Ros Harvey, Leiterin des ILO-Textilprojekts.

Nach einer Umfrage der Weltbank unter 15 Großeinkäufern von Bekleidung rangiert Kambodscha in der Qualität seiner Arbeitsbedingungen deutlich vor Thailand, China, Vietnam und Bangladesch. Kinder- oder Zwangsarbeit kommen in Kambodschas Textilindustrie inzwischen kaum noch vor. Die Fabriken sind gut belüftet, Löhne werden meist pünktlich gezahlt. Mit diesen Argumenten will GMAC-

Generalsekretär Loo wenigstens große Konzerne überzeugen, denen es auf das Image ihrer Marke ankommt. Levi's, H&M und Gap seien gute Kunden, versichert er. Loo hofft, dass sie es auch weiterhin bleiben. Doch die Angst nimmt ihm das nicht.

ZEIT ONLINE 2005